Kultur & Gesellschaft

Kistenweise Erinnerungen warten auf den Umzug von Zürich-Altstetten ins Seefeld: Mats Staub interessiert «die Gegenwart der Vergangenheit». Foto: Doris Fanconi

Das Leben der anderen

Mats Staub sammelt Erinnerungen. Der Berner Künstler befragt seine Zuschauer über ihre Grosseltern – und neuerdings auch über die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens.

Von Thomas Wyss

Es könnten Deodorants, Küchenmesser oder Schrauben sein, doch es sind Erinnerungen. Intime Rückblicke, die Mats Staub abgepackt hat wie Dutzendware: in Kartonschachteln von Coop und Obi. Das liegt aber daran, dass der Künstler wieder mal umziehen musste, diesmal von der Badenerstrasse in Altstetten an den Kirchenweg ins Seefeld, in ein ausgemustertes Bürohaus mit verwinkelten Treppen, verlorenen Gängen, versteckten Räumen. Man denkt an die Kulisse eines Psychothrillers, bis plötzlich Roger Federer von einem riesigen Werbeplakat strahlt und eine beruhigende Realität schafft.

Staub, 1972 in Bern geboren, wird auch hier nur temporär bleiben können. Das ist der Preis der Freiheit des freischaffenden Künstlers. Heute hier, zwölf Monate später dort, Automatenespresso und Couchsurfing, und jede Kunstaktion ein pekuniäres Va-banque-Spiel. Dass er dieses Nomadenleben liebt, verrät der studierte Theater- und Religionswissenschaftler nicht mit Worten, sondern mit der geradezu erhabenen Freude an seiner Sache.

> Viele Erinnerungen sind berührend, andere regen zum Lachen an. Und spannend wird es, wo sie Lücken haben.

Eine Stunde im Erinnerungsbüro

Einer Sache, die beim Publikum kein «Ooh» und kein «Wow» hervorrufen will. Sondern auf einen neuralgischen Punkt abzielt, der – einmal stimuliert – innere und tendenziell eher stille Bilder wachruft oder gar zeichnet. Metaphorisch gesprochen könnte man sagen, dass Gesellschaftsforscher Staub dem Publikum seine gesammelten Erkenntnisse nicht wie eine Adrenalinspritze in die Brust rammt, sondern sie in homöopathischen Dosen verabreicht; mal akustisch, mal visuell, mal interaktiv.

Zentrales Thema all seiner Projekte ist die subjektive Erinnerungsleistung, der Blick eines Menschen in seine persönliche oder familiäre Geschichte. Dabei sei er definitiv kein Nostalgiker, betont Staub. «Was mich interessiert, ist die Gegenwart der Vergangenheit. Also die Frage, wie Erinnerungen von Einzelnen konstruiert werden und wie diese auch im grösseren gesellschaftlichen Rahmen das Leben prägen.»

Eindrücklich zu sehen ist diese Reflexion bei seiner längsten Untersuchung: «Meine Grosseltern» begann als Experiment im Jahr 2008. Am Zürcher Theater Spektakel richtete er sein «Erinnerungsbüro» mit einer kleinen Kammer ein, in die er den alten Sessel seiner Grossmutter stellte (die er selbst nie getroffen hat). Enkel, welchen Alters auch immer, durften im Stuhl Platz nehmen und dem ihnen unbekannten Mann maximal eine Stunde lang Erinnerungen an ihre Opas, Mémés, Dädäters, Deduschkas, Bimamis etc. erzählen. Staub zeichnete die Gespräche auf, fragte die Protagonisten (die anonym bleiben) am Ende nach Passagen, die sie allenfalls doch lieber nicht publik machen würden, holte sich die Erlaubnis, mit den Aufnahmen zu arbeiten, und ging ins Studio. Dort schnitt er seine Stimme aus den Beiträgen und kürzte sie auf acht bis zehn Minuten.

«Als ich begann, hatte ich sehr vage Vorstellungen, wie sich das Projekt weiterentwicklen würde», gesteht Staub. Inzwischen ist daraus eine internationale Audioausstellung mit bisher 15 Stationen von Solothurn bis Wien und von Stans bis Hamburg geworden. Derzeit gastiert sie im Stadtmuseum Stuttgart. Es ist eine «Hörschau», die stetig weiterwächst: An jedem Ort können die Besucher nicht nur bestehenden Erzählungen lauschen, sie können sich an gewissen Tagen auch selber in den berühmten Sessel setzen und Staub ihre Erinnerungen anvertrauen.

Oma stand den Nazis nahe

Viele der bis heute 290 Geschichten sind berührend und bewegend, einige regen auch zum Lachen an. Richtig spannend wirds aber immer dann, wenn die Beiträge, auch wegen Staubs «kompositorischer Eingriffe», Lücken aufweisen. So liest man auf dem chronologischen Zeitstrahl der Ausstellung: «1939 feiert Oma als Pianistin in Berlin immer grössere Erfolge.» Die ausgesparte Information, dass diese Oma den Nazis nahegestanden haben muss, da die Erfolge sonst gar nicht möglich gewesen wären, fährt in die Knochen. Was exakt im Sinne des Künstlers ist: «Dass bei den Zuhörern und Betrachtern eigene Imaginationen ausgelöst werden, ist ein wichtiger Teil all meiner Arbeiten», erklärt Staub.

Obwohl ihn die durchs Band positive Resonanz freut und er mit der Ausstellung auch noch auf britischem und vielleicht gar russischem Boden haltmachen möchte (wo er dann mit einem Simultanübersetzer arbeiten würde), ist Mats Staub froh, wenn er die Grosseltern zwischenzeitlich ruhen lassen kann. «Der Tribut, den die Gespräche auf psychischer Ebene fordern, ist hoch. Mit der Zeit laugt das aus.» Auf die Frage, ob er sich in Gesprächssituationen auch als eine Art Therapeut sehe, lacht er und verneint: «Meine liebste Berufsbezeichnung ist Zuhörer. Oder Erinnerungssammler.»

> Bluffen ergibt hier keinen Sinn. Die Projekte laden dazu ein, sich mit seinem eigenen Dasein zu beschäftigen.

Das Unterfangen kostete Kraft, doch es hat ihn auch zu seiner aktuellen Idee inspiriert. «Ich fragte mich, was für Einzelporträts und welche kollektive Chronik entsteht, wenn die Leute nicht zentrale Erlebnisse von engen Verwandten, sondern von sich selbst beschreiben.» Das neue Langzeitprojekt heisst also «Zehn wichtigste Ereignisse meines Lebens». Alle können teilnehmen über eine eigens eingerichtete Website. Da folgt man einer Handlungsanleitung: Gefragt sind Vorname und Geburtsjahr, dann, chronologisch, alle Orte, an denen man gelebt hat, und alle Berufe, mit denen man Geld verdient hat.

Zur Anonymisierung darf der angegebene Name auch erfunden sein – was zur naheliegenden Frage führt: Wie weiss der Künstler, dass die angegebenen «wichtigsten Ereignisse» keine Fantasieprodukte sind? «Die Wahrheitsfrage stellt sich bei Erinnerungen ohnehin immer», sagt der Berner. «Doch es ist ja kein Wettbewerb, sondern schlicht die Einladung, sich mit der eigenen Lebensgeschichte zu befassen. Bluffen ergibt also gar keinen Sinn.»

Lanciert wurde das Projekt im Januar, und schon sind auf der Website rund 1000 «wichtigste Ereignisse» einzusehen. Bevor eine Liste online geht, wird sie von Staub und seinem dreiköpfigen Redaktionsteam redigiert. «Im Dialog mit den Teilnehmern arbeiten wir an sprachlicher Prägnanz und den adäquaten Formulierungen, besonders wenn es darum geht, jene Menschen zu schützen, die von einem Ereignis mitbetroffen sind.»

Eine Existenz im Weltformat

Erste Erkenntnisse hat die Arbeit bereits zutage gefördert: etwa die, dass Männer eine Geburt meist mit ganz anderen Assoziationen und Werten verbinden als Frauen. Oder dass die Sache trotz ihres vermeintlich spielerischen Charakters sehr ernst genommen wird – weshalb «wichtig» von den Teilnehmern häufig als «einschneidend» interpretiert wird.

In welchen Formaten die entstehende Sammlung künftig «öffentlich» gemacht werde, sei noch offen, sagt Staub. Eine Kunstaktion ist aber bereits entstanden: In Kooperation mit dem Berufsverband der freien Theaterschaffenden hat er diverse «Ereignis»-Listen als Weltformatplakate gestaltet; solche Unikate sind ab Mitte März auch in den Zürcher Häusern Gessnerallee, Rigiblick, Winkelwiese und Rote Fabrik zu sehen. Sie sollen, Staubs Credo gehorchend, Neugier wecken, den Betrachter animieren, die biografischen Lücken durch Fantasie zu füllen, dieses «fremde» Leben zum Nachdenken über das eigene zu nutzen.

Nachdem er knapp zwei Stunden lang leidenschaftlich erklärt und erzählt hat, lehnt sich Mats Staub zurück und schaut, ein Lächeln auf dem Gesicht, auf seine rund zwei Dutzend Erinnerungskartons. Wenn er in einem Jahr die gespenstische Filmkulisse im Seefeld hinter sich lassen muss, werden es schon wieder etliche mehr sein.

www.zehn-wichtigste-ereignisse-meines-lebens.net. Präsentation: Freitag, 18 Uhr, Theater Winkelwiese, Zürich.

Leser fragen

Darf man das?

Darf ich als überzeugter Veganer einen Zoo besuchen?
D. V.

Lieber Herr V.
Ich als unüberzeugter Nicht-Nichtveganer würde sagen: Warum nicht, vorausgesetzt, dass Sie nicht die Absicht haben, die Tiere zu essen. Aber möglicherweise gibt es ja in der veganischen Religionsgemeinschaft auch Vorschriften, die nur schon das Betrachten von internierten Tieren verbieten. Vorsichtshalber gehen Sie also besser in den botanischen Garten. Obwohl einge sperrte Pflanzen natürlich auch schnell einmal zur Gewissensfrage werden können, wenn man die Angelegenheit nur ernst genug nimmt.

Peter Schneider
Der Psychoanalytiker beantwortet jeden Mittwoch Fragen zur Philosophie des Alltagslebens.

Senden Sie uns Ihre Fragen an **gesellschaft**@tages-anzeiger.ch

Darf man zufrieden mit sich/mit der Welt sein? Darf man sich etwas schönreden? Darf man ignorieren?
T. K.

Liebe Frau K.
Man darf sich durchaus diesem wunderbaren Zustand eines wundersamen Einklangs zwischen sich und der Welt hingeben, so er sich denn manchmal einstellt. Das Leben ohne solche Momente einer «love affair with the world» wäre wohl schlecht zu ertragen. Wenn diese Zufriedenheit allerdings über einzelne Momente des flüchtigen Glücks hinaus zu einer chronifizierten Haltung wird, dann sind Sie – vornehm ausgedrückt – auf dem besten Wege in eine intellektuelle Sackgasse. Denn von morgens bis abends sich selbst und/oder die Welt schönzureden und alles Unschöne zu ignorieren: Das führt – etwas weniger vornehm formuliert – direkt in eine grinsende Selbstverblödung, wie man sie zum Beispiel bei Sekten findet, deren Mitglied man lieber nicht sein möchte.

Darf man sich als etwas Besseres fühlen?
T. K.

Man darf schon, kommt aber nicht umhin, sich hin und wieder von der Realität korrigieren lassen zu müssen. In diesem Fall sollten Sie die Realität einfach mit Missachtung strafen.

Darf man den bequemen Weg wählen?
C. B.

Liebe Frau B.
Sie meinen, the Highway to Hell sei breit und bestens asphaltiert, wohingegen der Weg der Tugend schmal, steil und steinig ist? Ich halte das für eine propagandistische Erfindung des Alpinistenvereins, in die Welt gesetzt von Leuten, die ja auch behaupten, auf der Alm gebe es koa Sünd'. Wer «Sennentuntschi» gesehen hat, weiss aus eigener Anschauung, dass dem nicht so ist.

Darf man Gott infrage stellen?
C. B.

Soweit ich das den einschlägigen Schriften nach beurteilen kann, die entweder von Gott selbst verfasst oder auf sein Geheiss hin niedergeschrieben wurden, hat Gott mächtig etwas dagegen, infrage gestellt zu werden. Meinen unmassgeblichen Segen hingegen haben Sie.

Das Gedicht

ein leichtes

die dinge beim namen zu nennen
aber dem namen gestalt zu sein
– grenze und kontur –:
das nämlich hiesse nur
kruste knute kostüm
darin der wind sich fängt
rasselndes kindergesicht aus blech
seit platon steht die sonne still
und kein schatten der erde
kein wort
scheint selig in sich selbst

*Michael Lentz (*1964).*
Aus «Aller Ding». S. Fischer 2003.